



Beim Versuch, mit griechischen Staatsanleihen ein lukratives, aber hochgefährliches Spekulationsgeschäft zu machen, setzt der Investmentbanker Bernhard Milbrandt das Kernkapital des traditionsreichen Bankhauses Alberts aufs Spiel. Anstatt die Forderungen zu begleichen, flieht er in eine südspanische Apartmentanlage, die sich als gespenstische Investitionsruine erweist. Während er fieberhaft immer weiter mit virtuellen Beträgen jongliert, mehren sich die Anzeichen dafür, dass er in der scheinbar menschenleeren Siedlung nicht allein ist ... Unterdessen entbrennt eine Verfolgungsjagd nach Bernhard und dem Geld, die von Berlin und Frankfurt bis nach Gibraltar führt. Es stellt sich heraus, dass das Unternehmen der Familie Alberts tief in persönliche und geschichtliche Schuld verstrickt ist.

SASCHA REH, geboren 1974, studierte Geschichte, Philosophie und Germanistik in Bochum und Wien. 2004 und 2008 erhielt er den *Literaturförderpreis Ruhr*, für einen Auszug aus dem Roman »Falscher Frühling« wurde er 2007 mit dem LCB-Stipendium *Autorenwerkstatt Prosa* sowie 2009 mit einem Aufenthaltsstipendium im Künstlerhaus Lukas/Ahrenshoop ausgezeichnet. 2011 erhielt er den *Niederrheinischen Literaturpreis*. Sascha Reh lebt als Familientherapeut mit seiner Familie in Berlin.

Sascha Reh

# **GIBRALTAR**

Roman

**btb**



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte  
Papier *Lux Cream* liefert Stora Enso, Finnland.

### 1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe August 2014,  
btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München  
Copyright der Originalausgabe © Schöffling & Co. Verlagsbuch-  
handlung GmbH, Frankfurt am Main 2013

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung  
Umschlaggestaltung: semper smile, München, unter Verwendung  
des Gemäldes Schlucht (2009) von Christian Brandl / galerie-  
Kleindienst, Leipzig

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

LW · Herstellung: sc

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74731-3

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

[www.facebook.com/btbverlag](https://www.facebook.com/btbverlag)

Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog [www.transatlantik.de](http://www.transatlantik.de)

DER TRAUM DES KAPITALS IST VERGESSEN ...



# Bankensterben

**Der Crash des Bankhauses Alberts trifft seinen Gesellschafter tödlich. Wurde er von seinem engsten Vertrauten verraten?**

VON HELMUT GUDVANG

Es ist eine doppelte Tragödie. Wenn an diesem Samstag der alleinhaftende Gesellschafter der Berliner Privatbank Alberts & Co., Johann Alberts, zu Grabe getragen wird, geht zugleich eine über 150-jährige Unternehmensgeschichte unwiederbringlich zu Ende. Alberts und sein traditionsreiches Bankhaus wurden Opfer eines Systems der Gier – und des eigenen Nachwuchses.

Der Mann, der mit halbrecherischen Spekulationen das altehrwürdige Bankhaus in den Konkurs trieb, war allem Anschein nach ein enger Mitarbeiter des langjährigen Gesellschafters.

Bernhard Milbrandt arbeitete seit über 15 Jahren für

die Bank, erst als Kundenbetreuer, später als Händler. Nicht wenige sahen die beiden als Mentor und Protégé. Am 22. April, dem »schwarzen Freitag« der Bank, verschwand Milbrandt nach einer Reihe beispielloser Verlustgeschäfte spurlos aus dem Handelsraum. Auf seinem Desk ließ er seine Firmen-ID und die Zugangskarte zurück. Ein inszenierter Abgang?

Alberts, eines der letzten unabhängigen privaten Bankhäuser, das die Finanzkrise einigermaßen überstanden hatte, war hauptsächlich für das Privatkundengeschäft zuständig. Es galt als renommierter Vermögensverwalter und Finanzierer mittel-

ständischer Unternehmen. Die Analysten des Bankhauses genossen seit vielen Jahren einen ausgezeichneten Ruf bei Privatkunden und Brokern, in brancheninternen Rankings belegten sie regelmäßig Spitzenplätze.

Am Samstag war bekannt geworden, dass die Bank in Zahlungsschwierigkeiten geraten war, nachdem einer der Händler in großem Stil mit riskanten Leerverkäufen gescheitert war. Diese Art Geschäfte sind seit der Lehman-Pleite 2008 hoch umstritten. Die Situation hatte sich für die Bank derartig zugespitzt, dass der 74-jäh-

rige Alberts einen Schlaganfall erlitt. Er starb in der Nacht zum Mittwoch.

Milbrandt selbst bekam nicht mehr mit, wie sein Arbeitsplatz im Chaos versank. Seit seinem Verschwinden ranken sich wilde Gerüchte um die Motive für seine selbstmörderisch anmutenden Spekulationen. Die Bank hatte seit 2008 immer wieder mit Liquiditätsproblemen zu kämpfen. War also Milbrandts Coup der groß angelegte Versuch, die Schuldkonten der Firma auf einen Schlag auszugleichen? Oder handelte der Trader auf eigene Rechnung?

## Ein Bankraub von innen

Bernhard Milbrandt wurde im pfälzischen Nierstein am Rhein in eine Kleinunternehmerfamilie hineingeboren. Er machte zunächst die mittlere Reife, bevor er auf die Gesamtschule wech-

selte und das Abitur ablegte. Während des BWL-Studiums in Mannheim nahm er an einem Traineeprogramm teil, wo er von Alberts entdeckt wurde. Hier begann ein steiler Aufstieg für den Nach-



wuchsbanker, dessen Uner-schrockenheit sich schnell herumsprach.

Im konservativen Bankhaus Alberts geriet sein aggressiver Anlagestil bald in Konflikt mit den Vorgaben seiner Vorgesetzten. Zwar gingen seine Strategien meistens auf und bescherten seinen Kunden hohe Renditen. Doch die Risiken, die er dafür einging, waren beträchtlich. Anstatt den jungen Wilden jedoch an die Leine zu legen, schickte Alberts ihn 2005 für ein Jahr in ein Liechtensteiner Tochterunternehmen, wo er lernte, am internationalen Rohstoff- und Devisenmarkt zu spekulieren. Das war ungefähr so, als würde man einen Choleriker in ein Martial-Arts-Trainingslager stecken.

Milbrandt entwickelte sich schnell zum Spezialisten für »sportliche« Investitionen, wie es in der Branche heißt. Er agierte hauptsächlich an Märkten, die für ihre hohen Schwankungen be-

kannt sind: Devisen, Energieversorger, Termingeschäfte. Schon bald galt er als der Mann für besondere Aufgaben, ein loyaler Macher mit Killerinstinkt.

Anfang April 2010 führte er seit anderthalb Jahren eine eigene Abteilung an, deren einziger Mitarbeiter er war und die ausschließlich Eigenhandel betrieb. Das bedeutete, dass er nicht länger das Vermögen seiner Kunden, sondern das Kapital der Bank investierte. Und da Johann Alberts die Bank war, formulieren es einige Beobachter mit den Worten, dass da ein wohlhabender Vater seinen Sohn mit reichlich Spielgeld ausgestattet hat, um sich in einem Kasino seiner Wahl auszutoben.

Das Spielerglück jedenfalls hat Milbrandt an jenem 22. April vor knapp einer Woche definitiv verlassen: Seine Wetten platzten. Doch als die Gläubiger ausgezahlt werden sollten, gelang es dem Hasardeur auf bisher

unbekannte Weise, etwa zu schaffen – und vom Radar zu verschwinden.  
40 Millionen Euro am Controlling vorbei auf die Seite

### Unterm Zahlenradar hindurch

Im Vergleich zu den astronomischen Summen, die bei Großbanken in den letzten Jahren von kriminellen Tradern verzockt wurden, klingen 40 Millionen Euro wie die viel zitierten Peanuts. Für eine kleine Bank mit geringer Kapitaldeckung allerdings reichen sie locker für eine Pleite. Seit einer Weile sickerten immer wieder Gerüchte durch, dass der alternde Patriarch sein Firmenimperium nicht mehr im Griff habe. In den letzten Jahren hatte das Haus mit mäßigem Erfolg versucht, sich auf dem internationalen Finanzparkett neu aufzustellen. Und erst im letzten Jahr war die Übernahme durch eine österreichische Privatbank im letzten Moment gescheitert.

Die Umstände seines

Schlaganfalls könnten nun den Gerüchten um angebliche Halbweltkontakte neue Nahrung liefern: Alberts wurde unweit der Schwulenbar Tabasco in der Schöneberger Fuggerstraße gefunden. Auf welche Weise es zu seinem Zusammenbruch kam, ist bisher ungeklärt. Zeugen sagen aus, Alberts habe sich in der Bar mit einem Minderjährigen getroffen und sei diesem nach draußen gefolgt. Dort sei es zum Streit gekommen. Wenig später hätten Passanten Alberts' leblosen Körper unweit der Bar gefunden und den Notarzt verständigt.

Es wäre nicht das erste Mal, das sich hinter der blitzsauberen Fassade einer angesehenen öffentlichen Person ein verstörender Abgrund

aus familiären Problemen und verdrängten Leidenschaften öffnet. Johann Alberts war bekannt – und von seinen Gegnern wohl auch gefürchtet – als ebenso geistreicher wie streitbarer Banker der alten Schule. Sowohl sein Großvater als auch sein Vater hatten die Bank schon durch schwere Vertrauenskrisen führen müssen: die Hyperinflation der zwanziger Jahre, die Enteignung durch die Nazis 1935, die schwierige Phase des Wiederaufbaus in den späten vierziger und frühen fünfziger Jahren.

Johann Alberts hatte die Geschäfte der Bank Anfang der siebziger Jahre von seinem Vater übernommen. Seine Leidenschaft galt nicht nur der Finanzwirtschaft, sondern auch der bildenden Kunst. Aus ihrer Förderung hatte er eine zweite Berufung gemacht und eine umfangreiche und international angesehene Privatsammlung aufgebaut, die seit Ende der

achtziger Jahre in einem eigenen Kunstmuseum der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde. Darüber hinaus engagierte er sich mit diversen Stiftungen, deren größte von seiner Frau Helene geführt wird und überschuldeten Menschen aus der Not hilft, für Bildung und karitative Zwecke. Und um diese mustergültige Vita zu vervollständigen, war er Mitglied des renommierten »Clubs der ehrbaren Kaufleute«, der sich gern als informelle Runde zum moralischen Feinschliff guter Unternehmensführung gibt, in Wirklichkeit aber wohl mehr eine Lobbyvereinigung Berliner Wirtschaftsgrößen ist. Kurzum: Johann Alberts war einer der letzten großen Familienunternehmer, die Verkörperung eherner Werte wie Verlässlichkeit, Familiensinn und gesellschaftlicher Verantwortungsbereitschaft – was sich auch darin zeigte, dass er als einziger Gesellschafter der Bank die allei-

nige persönliche Haftung übernahm.

Dennoch war zuletzt nicht zu übersehen gewesen, dass seine Machtstellung in der Führungsspitze der Bank brüchig geworden war. Die großen Geschäfte waren längst aus dem Berliner Stammhaus nach Frankfurt ausgelagert worden, deren dortiger Niederlassungsleiter Holt die etwas betuliche

Firmenpolitik dem schnellen, deregulierten internationalen Finanzwesen angeglichen hatte. Auch der Handel mit Kreditderivaten, dem sich der Patriarch lange verwehrt hatte, war dort längst eingezogen. Die operativen Entscheidungen, so wird gemunkelt, traf Alberts schon seit Jahren nicht mehr – was die Frage aufwerfen dürfte, wer sie an seiner Stelle traf.

### Ein Netz von Verbindlichkeiten

Diese Frage wird auch die Herren von der Bankenaufsicht beschäftigen, die im Haus an der Wielandstraße seit letztem Sonntag eine Sonderuntersuchung durchführen und die Bücher der Bank auf Herz und Nieren prüfen. Die Staatsanwaltschaft ist hinzugezogen. Milbrandt wird der Untreue und der Manipulation von Computerdaten verdächtigt. Zu klären versucht die BaFin auch – wieder einmal –, wie es

möglich war, dass ein einzelner Händler die nach der Finanzkrise angeblich drastisch verschärfte Risikolimits der Bank hatte aushebeln können. Entweder handelte Milbrandt mit ungeheurer krimineller Energie und einem beeindruckenden Talent als Fälscher, oder er hatte Komplizen in der Bank – und möglicherweise außerhalb. Denn um, wie vermutet wird, Geld auf unbekannte Konten zu transferieren, dürfte Milbrandt

Helfershelfer benötigt haben.

Vielleicht werden die Inspektoren auch klären, welche Rolle Johann Alberts' Sohn Thomas in der Affäre spielt. Der einst designierte Nachfolger des Gesellschafters hatte der Bank bereits vor Jahren nach einem Streit den Rücken gekehrt und war vollständig von der Bildfläche verschwunden. An den Gesprächen mit der Aufsicht soll er aber teilgenommen haben, ohne dass er in der Bank irgendeine Position bekleidet hätte. Offiziell heißt es, als mutmaßlicher Erbe habe er ein Mitspracherecht über die Zukunft der Bank. Ob es noch etwas zu erben geben wird, ist derzeit freilich mehr als fraglich.

Thomas Alberts' Auftauchen zu diesem heiklen Zeitpunkt erscheint umso merkwürdiger, wenn man bedenkt, dass Bernhard Milbrandt in der familiären Rangfolge gewissermaßen seinen Platz eingenommen hatte. Das Ver-

hältnis der beiden Männer ist bislang unklar. Und zuletzt war aus ungenannter Quelle zu hören, dass Alberts den Aufenthaltsort Milbrandts kenne.

Falls dies zutrifft und der verlorene Sohn das Familienerbe retten will, so sollte er sich damit beeilen, denn auf die Bank kommen ungemütliche Zeiten zu. Der drohende Konkurs ist dabei nur die Spitze des Eisbergs. Nach einer ersten Prüfung der Bilanzen ist die Bankaufsicht bereits auf zahlreiche Ungeheimtheiten in der Buchführung gestoßen. Falls es zu Anklagen und in deren Folge zu Straf- und Entschädigungszahlungen kommt, dürften nicht nur die Tage der Bank gezählt, sondern Johann Alberts' gesamtes Lebenswerk zerstört sein: Sowohl seine humanitären Stiftungen als auch die einzigartige Kunstsammlung dürften dann in die Hände des Insolvenzverwalters fallen.



THOMAS





Am Automaten der Bank Austria nahe des Schottentors hob Thomas Alberts 200 Euro Bargeld ab und hatte dabei das eigentümliche Gefühl, als würde sich an seinen Einkommensverhältnissen entweder in Kürze etwas ändern oder als sei diese Veränderung, von ihm unbemerkt, bereits eingetreten. Er war kein Kunde dieser Bank, also musste er es fürs Erste bei dem Gefühl bewenden lassen. Sein Telefon klingelte. Es war 12 Uhr.

Frau Sudek meldete sich wöchentlich bei ihm, immer dienstags zur selben Zeit, er hätte seine Uhr danach stellen können. Anders als die meisten seiner Klienten arbeitete sie nicht selbst in einer leitenden Position. Mit seinen übrigen Klienten teilte sie jedoch die Überzeugung, seine Telefonberatung eigentlich nur ausnahmsweise in Anspruch nehmen zu müssen, da Menschen ihres Lebensstandards allenfalls solche Probleme zu haben pflegten, mit denen sie selbst fertig wurden. Als »Ratgeber«, wie er sich in seinen Annoncen schlicht nannte, wusste er um die Vermessenheit dieses Selbstkonzepts; seine gesamte Geschäftsstrategie fußte darauf. Und Frau Sudek war in ihrer allzu durchschaubaren Selbstgewissheit eine musterhafte Vertreterin jenes Menschentyps, der es als nicht standesgemäß empfindet, seinen Problemen ins Auge zu blicken, und sie deswegen lieber telefonisch erörtert. Er führte sie unter »selbstunsicher« und »histrionisch«; jede Woche berichtete sie von einem neuen

Eheskandal. Eine Geschichte wie diese war jedoch selbst für ihre Verhältnisse unerhört.

»Ich habe es einfach nicht mehr ausgehalten. Diese Kälte. Diese Gleichgültigkeit«, sagte sie. »Seit zwei Jahren führe ich praktisch Selbstgespräche.« Er drückte den Stöpsel seines Headsets etwas tiefer ins Ohr, vergewisserte sich, dass sein Labrador Sol Moscot an seiner Seite lief, und nahm die Rolltreppe an der U-Bahn-Haltestelle Schottentor nach unten, um den Innenstadtring zu unterqueren.

Augenblicklich bereute er es. Das Gewimmel der Menschen, das Drängeln der Bettler, die Blicke der Zeitungsverkäufer lenkten ihn ab. Eine Roma-Frau, vielleicht dreißig, mit deutlich vorgealterten Gesichtszügen, ein rotznasiges Mädchen hinter sich herziehend, verstellte ihm stumpfen Blicks den Weg und hielt die Hand auf. Er blieb stehen, suchte nach einem Weg an ihr vorbei, spürte Hitze auf seinen Wangen. Auf sein Telefon deutend versuchte er, an ihr vorbeizugehen. Als sie die Hand erneut und mit erhöhtem Nachdruck nach ihm streckte, wich er zurück; Sol Moscot knurrte. Erst da wurde die Frau auf den Hund aufmerksam und gab den Weg frei. Schnell ging Thomas weiter und klopfte gegen seinen Oberschenkel. Sol Moscot folgte sofort.

»Ich habe mich bei einer Agentur angemeldet«, fuhr Frau Sudek fort. »Die vermitteln Seitensprünge.« Sie ließ das letzte Wort in der Leitung nachzittern. »Ich wollte ... ich weiß nicht. Ich war so wütend.«

Er zog in Betracht, etwas Verständnisvolles zu sagen, über ihre Wut oder auch ihre Verzweiflung, dann entschied er sich dagegen. Sie lachte, wie über sich selbst.

»So was haben Sie sicher noch nie gehört. Mein Mann hat auch gesagt –«

»Entschuldigung«, sagte der Ratgeber. »Ihr Mann? Sie haben Ihrem Mann davon erzählt?«

»Nein. Nein, habe ich nicht. Sie müssen mich ausreden lassen.«

»Natürlich.«

»Ich bin ins Hotel gegangen. Wir hatten uns vorher zwei E-Mails geschrieben, was jeder so macht, alles erfunden natürlich, und dann, welche Vorlieben man hat.« Frau Sudek, so hatte der Ratgeber inzwischen über sie gelernt, liebte es, derlei Vorgänge zu schildern. Genau genommen liebte sie die Schilderung jedweder Vorgänge; sie war eine versierte Erzählerin. Und doch missfiel ihm mehr und mehr ihre Weitschweifigkeit, seine Gedanken drifteten ab; und als ihm dies auffiel, deutete er die Drift nicht nur als ein Symptom gegen Frau Sudeks Weitschweifigkeit, sondern gegen das Anhören von Erzählungen ganz allgemein.

»Ich weiß nicht, wie viele männliche Kunden dieses Portal hat und wie viele in Frankfurt wohnen und überhaupt zu meiner Anfrage passen, aber ich würde sagen, ein paar hundert, vielleicht sogar tausend. Von all diesen Männern haben sie zielsicher meinen eigenen ausgewählt. Mein Leben ist voll von solchen Wundern und Koinzidenzen. Glauben Sie an Zufälle? Ich glaube nicht an Zufälle. Bernhard saß auf der Bettkante, als würde er auf mich warten. Verstehen Sie? Auf *mich*. Er trug den Anzug, den ich zu unserem zehnten Hochzeitstag für ihn habe schneiden lassen.«

Thomas fuhr mit der Rolltreppe hinauf. Eine kaum wahrzunehmende Kühle durchzog den bisher sonnigen Tag, wie eine Warnung, sich bei allem, was man auch tat, niemals zu sicher zu sein.

»Entschuldigung«, sagte er jetzt, »aber das klingt –«

»Ja, es klingt ungläublich, oder?«

Wie eine jener Idealisierungen aus Ihrem Roman, hätte er sich beinahe zu sagen verstiegen, konnte sich aber rechtzeitig davon abbringen.

Wieder entstand eine Pause, neben ihm bimmelte die Straßenbahn.

»Sind Sie etwa draußen?«, fragte Frau Sudek.

»Nein. Das Fenster ist offen. Das schöne Wetter.« Er schirmte das Mikrofon seines Headsets mit der Hand ab, bis die Straßenbahn vorbeigefahren war; gegen Spitzen wie das Bimmeln war der Limiter machtlos.

Der Ratgeber betrieb einen gewissen Aufwand, um seine Kunden nicht wissen zu lassen, dass er sie unter freiem Himmel beriet. Gelkissen in seinen Sohlen dämpften die Erschütterungen in seiner Stimme; zudem regulierte er seinen Atem. Es war ein sonniger Tag, dies war Wien, er wollte gehen.

»Bemerkenswert. Ich habe noch nie von einem ähnlichen Fall gehört.«

»Jetzt wollen Sie mir bestimmt sagen, dass das was mit Fügung zu tun hat?«

Er versuchte, ihren Vorschlag aufzugreifen und ihn zur Veranschaulichung seiner Hypothese zu nutzen. »Es ist interessant, dass Ihnen zu dem Vorfall das Wort ›Fügung‹ in den Sinn kommt. Wer hat Ihrer Meinung nach was gefügt? Und zu welchem Zweck?«

Er bog von der lauten Hauptstraße ab in die Berggasse, dann in die Liechtensteinstraße und ging bei der Strudlhofstiege wieder zur Währinger hinauf.

Frau Sudek antwortete: »Ach, kommen Sie. Sehen Sie nicht, dass sich hier ein Schicksal erfüllt?«

»Was ist dann passiert?«, fragte er, ohne auf den Versuch seiner Klientin einzugehen, die Ereignisse zu einer Rechtfertigungslegende umzuformen.

»Sie werden es nicht glauben: Wir haben dann gemacht, weswegen wir da waren.«

»Sie hatten Sex?«

»Nach zwei Jahren zum ersten Mal wieder.«

»Das wäre eigentlich ein Grund zur Freude, oder?«

»Wenn nicht was wäre?«

»Wenn nicht irgendetwas in Ihrer Stimme mir verraten würde, dass es ein Aber gibt.«

»Es gibt ein Aber. Wir haben uns furchtbar gestritten. Dann waren wir miteinander im Bett. Und nachher haben wir uns wieder gestritten.«

»Worüber?«

»Worüber? Sie sind witzig.« Wie um zu unterstreichen, wie witzig sie ihn fand, lachte sie spitz auf. Es klang überaus affektiert. »Darüber, dass er mich betrügen wollte. Betrogen hat. Darüber natürlich.«

»Und Sie ihn, oder nicht?«

»Das ist aber doch gar nicht der Punkt.«

Bereits seit mehr als einem halben Jahr arbeitete sich der Ratgeber nun an ihrer Beratungsresistenz ab. Es war nicht immer ein mühseliger Prozess, aber, wie er erneut bemerkte, meistens. »Worum ging es noch bei dem Streit?« fragte er jetzt, um sie an der Problemtrance zu hindern, in die sie wieder zu geraten drohte.

»Um unsere Tochter.«

Eine junge Frau mit einem kleinen Pinscher kam vorüber. Sol Moscot drehte sich nach dem Hund um und sah sofort wieder aufmerksam nach vorne.

»Ihre Tochter lebt in Berlin, nicht wahr?«, fragte er abwesend.

»Im Augenblick nicht. Sie hat Probleme mit ihrem Freund und ist deswegen vorübergehend zu mir gezogen. Zu uns.«

»Sie erzählten, sie stammt aus einer früheren Partnerschaft?«

Sie passierten ein Eiscafé, das, wie es aussah, just an diesem Tag die Winterpause beendet hatte. Die Plastiktische und -stühle sahen ebenso neu aus wie das übrige Interieur; in den überquellenden Eiskübeln wartete die Eiscreme noch beinahe unberührt auf Käuferschaft.

»Mein Mann kann sie nicht leiden«, schwafelte Frau Sudek weiter. »Und sie ihn auch nicht. Er war halt nicht immer nett zu ihr.«

Thomas' Gedanken begannen in Richtung des bereits hinter ihnen liegenden Eiscafé zurückzuschweifen; er brauchte nicht lange, um die Ursache dafür zu benennen: Frau Sudek lenkte das partnerschaftliche Loyalitätsproblem, um das es eigentlich ging, auf den für sie weniger bedrohlichen Konflikt zwischen ihrer Tochter und deren Stiefvater um, wodurch zwar ihr Selbstwert vorerst intakt blieb, das gemeinsame Kind allerdings trianguliert wurde. Er stellte fest, dass die Frau mehr und mehr Abneigung in ihm hervorzurufen begann. Vielleicht, so dachte er, würde er die Beratungen bald beenden müssen. Andererseits war es auch nicht so, dass sich neue Klienten bei ihm das Telefon gegenseitig in die Hand gaben. Die Zeiten waren schwierig. Außerdem gebot ihm seine Professionalität, die entstehende Abneigung gegen Frau Sudek eher als folgerichtige Reaktion auf ihre anhaltend fehlende Veränderungsbereitschaft zu deuten und sie damit dem gemeinsamen Prozess nutzbar zu machen. Daher versuchte er eine provokante Intervention: »Ich frage mich gerade, wie Ihrem Mann das gelingen konnte. Haben Sie Ihre Tochter denn nicht beschützt?«

»Doch«, antwortete sie zu schnell, »natürlich habe ich das. Aber Sie kennen meinen Mann nicht. Er ist manch-

mal ... ein Monster. Er hat es ja auch bei mir beinahe geschafft, aber –«

Der Ratgeber warf einen Seitenblick auf Sol Moscot und verdrehte die Augen. Sol Moscot hechelte, hob eine Braue und blieb dann an der Straßenecke stehen, weil in diesem Augenblick die Fußgängerampel auf Rot umgesprungen war.

I 2 3 4 5 6 7 8 9 10

Er lag im Bett des Pensionszimmers, das er für diese Nacht gebucht hatte. Sol Moscot schlief eingerollt am Fußende; durch das geöffnete Fenster drangen Hinterhofgeräusche. Der Koch des Restaurants, das an die Pension angrenzte, verschuchte, während er geräuschvoll einen Müllsack entsorgte, ein streunendes Kleintier. Er sagte mit Akzent: »Schleich dich.« Durch diese Worte fühlte Thomas deutlich, dass er sich an einem bestimmten, genau lokalisierbaren Ort der Welt befand, und diese Eindeutigkeit wiederum vermittelte ihm für einen Moment das Gefühl von Geborgenheit. Dann ging der Moment vorüber.

Er hatte seine Schuhe ausgezogen und die Socken. Bis zu seinem nächsten Termin hatte er noch zwanzig Minuten Zeit, sofern sich nicht ein Neukunde bei ihm meldete. Auf dem Gang schloss jemand sein Zimmer ab und ging weg. Es war Zeit, etwas essen zu gehen; er war hungrig. Doch Thomas war heute Abend nicht mehr danach, unter Menschen zu gehen. Er war müde. Er war –

Er hatte Angst.

Ja, das war wohl die eigentliche Erklärung, dachte er. Am Nachmittag, bei der Begegnung mit der Bettlerin am Schottentor, hatte er wieder jene Panik gespürt, die aufbrandete,

wenn andere ihn mit ihrer leiblichen Präsenz bedrängten. Dann, später, nachdem die Beratung abgeschlossen war, hatte er sich in ein Café gesetzt. Sol Moscot hatte gezögert, als hätte er die Frage einbringen wollen, ob er sich das reiflich überlegt und wirklich für eine gute Idee befunden habe. Doch der Ratgeber hatte sich stark genug gefühlt. Frau Sudek hatte zum Schluss eine konstruktive Wende vollzogen und eingesehen, dass sie trotz des Betrugs, den ihr Mann mit ihr selbst an ihr vollzogen hatte, nicht den echten Wunsch hatte, ihn zu verlassen. Der Ratgeber hatte noch im Kaffeehaus das Beratungsprotokoll in sein Notebook getippt: »Mantraartige Beschwörung der Trennungsabsicht stellt sich als Rationalisierung des tieferliegenden Wertschätzungswunsches dar.« Er hatte einen Verlängerten bestellt und einen Apfelstrudel, wie er es immer tat, wenn er in Wien war, so wie er in einer Tapasbar in Córdoba Russensalat aß oder Zuccotto in Florenz. Er saß am Terrassenfenster, das wegen des schönen Wetters weit geöffnet war. Zwei Spatzen flatterten neugierig und ohne Scheu auf der Fensterbank herum; Sol Moscot beobachtete sie liegend aus den Augenwinkeln. Thomas legte ihnen Krumen seines Apfelstrudels hin, die sie nach einer Reihe von strategischen Rückwärts- und Vorwärtsbewegungen schließlich davontrugen. Später versuchten sie, ihre verklebten Schnäbel in der Pfütze zu säubern, die ein Straßenreinigungsfahrzeug hinterlassen hatte. Der Anblick der badenden Vögel erfreute ihn.

Die Bedienung war vor ihm aufgetaucht und wollte zum Schichtwechsel abrechnen; wie bereits am Mittag verkrampte sich sein Körper, obgleich der Bezahlvorgang diesmal sogar in gegenseitigem Einvernehmen erfolgen sollte. Doch die Frage, ob und wie viel Trinkgeld angemessen sei; ob die Frau ein Lob des Apfelstrudels erwartete oder eine Ent-



schuldigung dafür, dass er frei fliegendes Getier angelockt und gefüttert hatte; ob sich Thomas, wiewohl sich seine Gesichtszüge verhärtet anfühlten wie jahrtausendealtes Gestein, ein freundliches Lächeln abringen oder im Gegenteil durch ernste und abweisende Blicke signalisieren sollte, dass er für keinerlei Gedankenaustausch zur Verfügung stehe – all diese Fragen schnürten ihm die Kehle zu und machten ihm eine sinnvolle Handlung unmöglich. Jäh sprang er auf, warf der Frau einen Zehn-Euro-Schein auf ihr Tablett und griff seine Tasche; Sol Moscot hatte sich auf halber Strecke zwischen ihm und der Tür postiert, gleich einer Leibgarde, die den Rückzug sichert.

Nach einer guten Stunde an der frischen Luft war ihm wieder wohler. Im 9. Bezirk fand er eine Unterkunft; er meldete sich beim Concierge an und trug seine Reisetasche nach oben.

Er lebte mit leichtem Gepäck. All seine persönlichen Gegenstände passten in diese Tasche. Es waren dies neben Unterwäsche und Socken: drei Jeanshosen, zehn unifarbene Polohemden, fünf unifarbene Sweatshirts, zwei Paar feste Hikingschuhe und zwei Jacken (eine Winter- und eine Übergangsjacke); des Weiteren ein Paar Laufschuhe, zwei Sporthosen, zwei T-Shirts, Dusch- und Rasierutensilien, Nagelknipser, Nasenhaartrimmer, Zahnbürste, ein Smartphone, ein Notebook mit tv-Receiver sowie passende Ladegeräte und ein Headset. Zurzeit führte er außerdem eine Biografie über Henry David Thoreau mit sich, die er nach dem Lesen – wie alle Bücher, die er las – auf dem Nachttisch seines Zimmers liegen lassen würde. In Hotelzimmern von London bis Prag, von Stockholm bis Palermo fanden die Zimmermädchen seine stets noch neuwertigen Bücher auf den Beistelltischen und Kommoden als einzige Überreste seiner Anwesenheit, wie eine abgestreifte Haut.

Den Nachmittag im Hotelzimmer verbrachte er, nachdem er Sol Moscot unauffällig in sein Zimmer gelotst hatte, mit einer Reihe von Verrichtungen, die ihm inzwischen zu einer vertrauten, wohltemperierten Routine geworden waren. Er hatte die Honorarrechnungen für die Beratungen des letzten Monats, die er in einem Copyshop ausgedruckt hatte, frankiert und bereitgelegt; später, wenn er seine Abendrunde mit dem Hund ginge, würde er sie einwerfen. Er hatte die getragene Kleidung in einen Beutel mit schmutziger Wäsche gesteckt, die er bei ausreichender Menge waschen würde. Er hatte seine Finger- und die Fußnägel geschnitten, seine Haare bis auf sechs Millimeter rasiert und danach eine halbe Stunde meditiert. Vor seiner letzten Beratung am Abend verschaffte er sich eine Terminübersicht über den nächsten Tag und sah zur Entspannung fern.

Er hatte gerade geduscht und vermieden, sein dunstverhangenes Spiegelbild anzusehen – die Silberpunkte an seinen Schläfen, die leicht schiefe Nase, die nicht in dieses aristokratisch feine Gesicht passen wollte –, da signalisierte Sol Moscot ihm, dass er einem dringenden Bedürfnis nach draußen zu folgen habe. Gleichzeitig klingelte sein Telefon.

»Sie haben mich gefeuert«, sagte Herr Dorfmeister, der wie die meisten seiner Kunden in der Finanzbranche arbeitete. Er war Mitte dreißig und wickelte allerhand unstoffliche Geschäfte ab, die Thomas aufgrund seiner eigenen Vergangenheit vage einordnen konnte. Gewöhnlich rief Herr Dorfmeister einmal die Woche an und genoss die Aufmerksamkeit des Ratgebers, während er darüber klagte, wie das versprochene Wochenende mit seiner Frau zum wiederholten Mal ins Wasser gefallen war, weil die unsichere Marktlage ihn für seine Firma auch an diesem Wochenende wieder unersetzlich

gemacht hatte. Der Ratgeber hatte diesen Konflikt ebenso wenig wie alle anderen lösen können, die Herr Dorfmeister ihm bisher angetragen hatte, und auch für die Zukunft war keine Lösung zu erwarten – mit Ausnahme der, die für Herrn Dorfmeister nun eingetroffen war.

»Es tut mir leid, das zu hören.« Thomas hatte sich Schuhe und Mantel angezogen, da ihm nicht entgangen war, dass Sol Moscot zunehmend unruhig wurde. Der Hund hatte eine sehr vornehme Art, seine Unruhe zum Ausdruck zu bringen: Er trat von einer Vorderpfote auf die andere und senkte seinen Kopf zu einer Art Nicken, was als Unterwerfungsgeste fehlzudeuten Thomas sich vor langer Zeit abgewöhnt hatte. Jetzt schaute ihn der Hund unverwandt an, in der offenkundigen Erwartung, dass alle notwendigen Vorbereitungen zum sofortigen Ausgang getroffen waren.

Während der Ratgeber erfuhr, dass Herrn Dorfmeister nicht einmal gestattet worden war, seine persönlichen Gegenstände aus seinem Büro zu holen, öffnete er seine Zimmertür lautlos um einen Spalt, durch den er in den Gang spähen konnte. Eben wollte er die Tür gänzlich öffnen und hinaustreten, da bogen zwei Gäste schwatzend um die Ecke, und er warf die Tür so schnell zu, dass sie laut ins Schloss fiel und Sol Moscot zusammenzucken ließ. Thomas fühlte den vorwurfsvollen Blick des Hundes und ermahnte sich, dass seine Furcht läppisch und nichts als ärgerlich war.

»Sind Sie noch da?«, fragte Herr Dorfmeister.

»Jaja, ich bin noch da« – dies, während Thomas die Tür erneut öffnete und Sol Moscot wie auch sich selbst regelrecht hinaus scheuchte; hinaus auf die Straße, auf der ein scharfer Wind sich endgültig entschieden hatte, die Erinnerung an den lauen Nachmittag zu vertreiben. »Es sieht aus, als ob das ganze verdammte Kartenhaus einstürzt. Alle haben Angst.

Ich habe keine Ahnung, ob ich überhaupt noch mal einen Job finden werde.«

»Das tut mir wirklich leid für Sie«, sagte der Ratgeber, während er den Reißverschluss seiner Jacke zuzog. Zwar war dies eine bloße Wiederholung, und überdies stimmte es nicht, aber es war immerhin ein Satz, dessen Falschheit von niemandem zu beweisen war.

Während er die Straße hinuntersah, fragte Thomas sich für einen kurzen Moment, wie er es in der Vergangenheit zuwege gebracht hatte, Interesse für die Probleme dieses Mannes bei sich zu erzeugen. Mehr noch: Er wunderte sich wie zum ersten Mal darüber, wie es hatte kommen können, dass der »Ratgeber« zu einer Art Spezialist für die Leiden dieser Menschen geworden war. Offenbar hatten sich seine Kompetenzen in der Branche herumgesprochen. Die Resentiments, die er bereits in seinen frühen Erwachsenenjahren gegen Bankleute gehabt hatte, waren in den letzten beiden Jahren mit Macht zurückgekehrt. Dennoch, wenn er mit Vertretern dieses Berufsstands telefonierte, dann sprach er nicht mit raffgierigen Soziopathen, die durch skrupellose Termingeschäfte den Reispreis am Weltmarkt künstlich in die Höhe trieben. Er sprach nicht einmal mit Marktteilnehmern, sondern mit ganz gewöhnlichen Menschen, die sich in eine Falle manövriert hatten. Diese Menschen arbeiteten 14, 16 oder 18 Stunden am Tag, um die Privatschulen ihrer Kinder bezahlen und ihren sonstigen Lebensstandard aufrechterhalten zu können, der so hoch lag, dass sich Mitleid mit ihren Problemen eigentlich verbot. Doch es waren Probleme. Und ihr Lebensstil verdamnte sie dazu, diese Probleme zu perpetuieren, ob sie wollten oder nicht – wie hoch auch immer am Ende die Kosten dafür ausfallen würden.

»Sie haben Angst vor der Zukunft?«, fragte der Ratgeber, wobei er sich nun schnell und bestimmt den Gehsteig entlangbewegte, Sol Moscot hinter sich wissend, der konzentriert mit Laternenpfählen und Duftmarken beschäftigt war.

»Ich habe keine Angst«, sagte Herr Dorfmeister, langsam zu seiner gewohnten Unbekümmertheit zurückkehrend oder diese wenigstens behauptend. »Bloß, das alles ist ungerecht. Die Leute haben jahrelang die Zinsen für ihre Spareinlagen eingestrichen, und niemand, kein Schwein, ist je auf die Idee gekommen, danach zu fragen, wo all dieses Geld hergekommen ist. Wenn alle verdienen, sind alle zufrieden. Aber das jetzt ...«

Die Straße war dunkel und leer. Thomas war stehen geblieben. Es war unnütz, dachte er mit plötzlicher Klarheit. Nicht nur dieses Gespräch – alles Wollen und Streben war unnütz, war es schon immer gewesen. Der Befund war bewiesen; wie hatte er ihn so hartnäckig ignorieren können?

Herr Dorfmeister sagte jetzt: »Wissen Sie, ein Teil von mir ist froh. Jetzt, wo es vorbei ist, denke ich mir: Das konnte gar nicht gutgehen. Fondsverwaltung ist wie ein Marathon, bei dem die Leistung alle hundert Meter evaluiert wird. Natürlich sprinten alle.«

»Ja. Ich verstehe.«

»Irgendwann geht jedem die Luft aus.«

»Was werden Sie jetzt tun?«

»Ich werde wieder mehr Zeit mit meiner Familie verbringen. Was meinen Sie?«

»Ja«, sagte der Ratgeber, der sich gleichwohl darüber im Klaren war, dass er, um sein hohes Honorar zu rechtfertigen, einen ganzen Satz, womöglich sogar zwei, hätte hinzufügen sollen, einen Satz von unbestreitbarer Qualität und Wahrheit, der Herrn Dorfmeister davon überzeugte, dass der Rat-

geber für Situationen wie diese professionell gerüstet war. Abermals schweiften seine Gedanken ab. »Ja, tun Sie das«, brachte er schließlich hervor.

Als er zur Pension zurückgekehrt war, wurde Thomas am Empfang vom Nachtportier gestellt und in ein Gespräch darüber verwickelt, dass Hunde im Hause nicht erlaubt seien. Vor dieser Art von Problemen gelangte er regelmäßig zu der Einsicht, dass der direkte Kontakt zu Menschen noch immer zu den erschöpfendsten Aspekten seiner Lebensweise gehörte. Sol Moscot, als bestätigte er jedes Wort als vollkommen zutreffend, folgte aufmerksam seinem heillosen Monolog: »Entschuldigung, aber ich muss, wirklich, den Hund, das ist jetzt keine Bedingung, aber ich bin sonst völlig ... Er ist stubenrein, der ist wahrscheinlich sauberer als so mancher Ihrer ... oh nein, damit wollte ich jetzt nichts über Ihr, entschuldigen Sie, ich wollte nur, der Hund ist wirklich, *wirklich* sauber, der haart nicht mal, ich sage es Ihnen, wie es ist, ich muss meinen Hund, also, nicht dass ich verrückt wäre, ich bin sogar Psychologe, aber das sind ja oft die mit dem größten Sprung in der, wie man so sagt, ich habe nur, gelegentlich, Panikattacken, also wenn Sie so freundlich wären, nur dies eine Mal ...«

Dies alles war demütigend; der durchschaubare Appell an Mitgefühl und Verständnis Unbekannter ließ ihn sich billig und gemein fühlen, als wäre er ein Trickbetrüger. Seine gepflegte Erscheinung und die unterwürfig-hilflosen Argumente bescherten seinen Verhandlungen zwar ausnahmsweise Erfolg; jedoch war dieser, wie Thomas, auf seinem Zimmer angelangt, spürte, zum Preis fast völliger Selbstentblößung erkauft. Er legte sich ins Bett, löschte das Licht und fragte sich, nicht zum ersten Mal, was er in dieser Stadt, ganz gleich welcher, am Ende eigentlich anzufangen hoffte.

Drei Tage darauf saß er an der Piazza Salimbeni in Siena. Das Display seines Smartphones, durch dessen Kamera er den prächtigen mittelalterlichen Palazzo begutachtete, belehrte ihn per eingblendeter Textanzeige, dass es sich um die Banca Monte dei Paschi di Siena handelte, gegründet 1472, damit das älteste unabhängig gebliebene Bankhaus der Welt.

Während Thomas seinen Espresso trank und gedankenverloren ein Foto von der hufeisenförmig umschlossenen Piazza aufnahm, wartete er darauf, dass die Werkstatt ihm die Reparatur seiner Windschutzscheibe melden würde; auf der Autostrada Azurra war ihm eine Drossel hineingeflogen. Sein Telefon klingelte. Es war nicht die Werkstatt, sondern seine Mutter, die ihn seit beinahe einem Jahr nicht mehr angerufen hatte.

»Tommi«, sagte seine Mutter. Der Name hallte lange in ihm nach, gleich einer ungeliebten, aber aufdringlichen Melodie. Er mochte weder seinen Vornamen noch dessen Koseform, die ihn auf komplexe Weise daran erinnerten, warum er vor vielen Jahren sein Elternhaus und seine Heimatstadt hinter sich lassen musste. Wie um der Legende, als die er diese Auslegung sogleich entlarvte, eine glaubwürdige Alternative an die Seite zu stellen, dachte er, warum er vor vielen Jahren seine Mutter im Stich gelassen hatte.

Es war ein nur leicht bewölkter Freitagmorgen in einer kleinen italienischen Stadt, die für den Lauf der Geschichte des Ratgebers im Moment nichts weiter bedeutete, als dass er eben hier war und nicht woanders. Die Touristenströme schienen angesichts der Vorsaison noch übersichtlich; die creme- und ockerfarbenen Häuser, die die Via dei Termini

säumten, hielten ihre Fensterläden noch geschlossen – nicht gegen den Lauf seiner oder irgendeiner anderen Geschichte, sondern vermutlich nur gegen den geräuschvollen morgendlichen Betrieb. Thomas dachte gleichzeitig zwei Gedanken, nämlich dass sein Hiersein absolut nichts bedeutete und dass man sich selbst überallhin mitnehmen musste. Daraus ergab sich fast notwendig die ernüchternde Einsicht, dass er ebenso gut hier sein konnte wie woanders und dass ferner alle Möglichkeiten, über die eigene Bestimmung nachzudenken, zugleich wahr und unwahr sein mochten; keine Geschichte war jemals etwas anderes als Legende.

»Ist etwas passiert?«, fragte er seine Mutter.

»Wie kommst du darauf?«

»Wir telefonieren nicht oft miteinander.«

»Nein. Das tun wir nicht.« Er erwartete, dass seine Mutter einen Hinweis auf die Tatsache anfügen würde, dass sich ihr Sohn außer an ihrem Geburtstag niemals bei ihr meldete. Der Hinweis blieb aus.

»Geht es dir gut?«, fragte er. Auch diese Frage konnte er innerlich nicht unkommentiert lassen. Zwar lag ihr aufrichtiges Interesse zugrunde, doch hatte er bereits an ihrer Stimme erkannt, wie die Antwort ausfallen würde. Ein vertrautes Schuldgefühl bemächtigte sich seiner. Mit ebenso großer Routine wie es sich ihm aufdrängte, stellte er es wieder ab. Seine Mutter hatte inzwischen geantwortet; obwohl Thomas die Antwort überhört hatte, war er sicher, dass sie *Nein* gewesen war.

Als Folge des Telefongesprächs saß er einige Stunden später im überfüllten Abteil eines Eurostar Italia Richtung Mailand und versuchte, sich zwischen all den Menschen, Stimmen und Geruchsmolekülen unauffindbar zu machen. Die Wa-



gentoiletten waren aus unerfindlichen Gründen sämtlich verriegelt, das Bordrestaurant noch überfüllter als der Rest des Zugs. So blieb ihm nichts übrig, als sich im Verbindungsteil zwischen den Wagen mit dem Gesicht zur Tür zu stellen und sich auf das verwischte Buschwerk zu konzentrieren, das neben dem Fenster vorbeiflog. Sol Moscot, mit kleinen Seitenschritten die Schwankungen des Zuges ausgleichend, wich nicht von seiner Seite.

Sein Transporter, dessen Reparatur man ihm binnen drei oder vier Stunden in Aussicht gestellt hatte, war, als Thomas ihn hatte abholen wollen, noch nicht einmal in die Werkshalle gefahren worden. Noch immer hatte er mit zersprungener Scheibe auf dem Garagenhof zwischen Alt- und Unfallwagen gestanden, deren Instandsetzung offenkundig seit Jahren aufgeschoben wurde. Der Mechaniker hatte ihm etwas mit bedauernder Miene erklärt, das Thomas nicht recht verstand; im Wörterbuch seines Smartphones übersetzte er das beständig wiederholte »sciopero« mit »Streik«; allerdings war kein Streik auszumachen, die Mechaniker waren in regem Betrieb; nach wiederholtem, mit »domani, domani« unterlegtem Kopfschütteln des Mechanikers hatte Thomas schließlich aufgegeben.

Im Lautsprecher wurden die Anschlussverbindungen durchgesagt; Thomas löste seinen Blick nicht vom Fenster. Hinter ihm – ohne dass er zu sagen vermocht hätte, wo – lauerte die Angst. Er war sich Sol Moscots Nähe gewiss, doch das änderte nichts.

Obleich er nicht mehr wusste, wer von ihnen beiden – er oder sein Vater – letztlich ihren Kontakt beendet hatte, fühlte er sich allein verantwortlich. Er war es gewesen, der seinem Studium und der Bank den Rücken gekehrt hatte. Er war es auch gewesen, der seine Mutter an der Seite seines Vaters ihrer

seelischen Isolationshaft überlassen hatte. Thomas konnte zwar behaupten, aus einer Art Notwehr gehandelt zu haben. Und tatsächlich erzählte seine Erinnerung von allerhand mildernden Umständen. Doch im Vergleich zu seinem Schuldgefühl verblassten sie so schnell wie die Landschaft vor seinem Abteilstfenster.

Vor vielen Jahren hatte er im Büro des Stammsitzes in Charlottenburg gesessen. Durch die Tür waren beständig Mitarbeiter ein und aus gegangen. An der Stirnwand hinter seinem Vater hing eines der expressionistischen Gemälde aus dessen umfangreicher Sammlung, für die Thomas keinen Sinn hatte. Ein ebenso schwerer wie dunkler Hartholzschreibtisch dominierte den Raum. Dahinter saß, oder vielmehr stand, sein Vater. Im Stehen unterzeichnete er Unterlagen, redete, ohne ihn anzusehen, mit seinem Prokuristen Feldberg, dessen runde Stahlrandbrille immer ein wenig schief auf seiner Nase saß, und den übrigen Untergebenen, die nun, wie von einem maxwellschen Dämon gesteuert, mehr und mehr in Richtung des Schreibtisches zusammenströmten. Zwei Bankerlampen mit grünen Schirmen sorgten für staubige Lichtflecken auf dem mit Schriftstücken bedeckten Tisch; der Rest des Raums lag in geheimbündlerischem Halbdunkel. Zwar waren die Vorhänge vor den großen Fenstern aufgezogen, doch eine alte Linde, die sein Vater sich aus patriarchalem Eigensinn zu fällen weigerte, schluckte alles Sonnenlicht. Gemurmelte Anweisungen drangen zu ihren beflissenen Empfängern, zu denen Thomas seit über einer Viertelstunde nicht mehr gehörte. Die Unruhe der Unterhaltung vergrößerte sich. Thomas, der seinem Vater etwas Dringendes, etwas sehr Dringendes zu sagen hatte, rutschte auf seinem Stuhl herum.

»Wir verteilen das Hardenberg-Depot um und verkaufen

Lensing bei 7275«, sagte sein Vater zu Bornemann. Seine Sekretärin stenografierte derweil etwas, das er zuvor gesagt hatte; gleichzeitig stellte Ewald, der eben hereingekommen war, eine Frage, die mit dem Wechselkurs des kanadischen Dollar zu tun hatte. Thomas wusste, wovon sie sprachen; er war ein Teil dieses Betriebs. Doch es ging ihm jetzt um anderes, und er spürte die Entfernung zunehmen, in die er zu all diesem Zauber geraten war.

»Ich muss mit dir reden«, sagte er jetzt. Er vermied schon seit einiger Zeit, seinen Vater direkt anzusprechen, weil er nicht wusste, wie. Er konnte nicht mehr »Papa« zu ihm sagen, dazu fühlte er sich längst zu alt; es lag nah, zum distanzierteren »Vater« zu wechseln, doch auch das kam Thomas unangemessen vor, als würde er dadurch den dynastischen Nimbus, den sein Vater für seine Firma und Familie vorgesehen hatte, unfreiwillig bestätigen. Sein Vater blickte auf; doch an seinem Blick erkannte Thomas, dass er nur seine Mitarbeiter vollzählig zum morgendlichen Briefing versammelt sah.

»Wir haben noch keine Prognose für Viking«, eröffnete Feldberg, eine Kladde auf dem Unterarm, seinen Beitrag zur Besprechung; Thomas wusste, dass er sich einen ungünstigen Zeitpunkt ausgesucht hatte. Ewald drehte sich zu ihm um, weil er erwartete, dass Thomas' Bemerkung dennoch gehört werde. Doch sein Vater antwortete: »Wir legen das noch bis zum Mittag auf Eis, ich will erst abwarten, wie sich der DAX entwickelt.«

Thomas stand auf, zog sein Jackett zurecht und ging einen Schritt auf den Schreibtisch zu. Sein Vater erwartete, dass er sich an der Unterredung beteiligte, denn er war nicht nur sein Sohn, sondern, was ungleich wichtiger war, noch immer sein Mitarbeiter. Was, wie Thomas immer drängender bemerkte, das Hauptproblem war.

»Herr Alberts«, sagte er jetzt, lauter als zuvor. Für einen Augenblick merkte sein Vater auf, reagierte dann aber lediglich, indem er sich auf seinen lederbezogenen Chefsessel setzte und sagte: »Außerdem steht von Ihnen noch eine Strategie für die ITC-Aktien aus, Bornemann.«

»Es geht um Carolin. Du hast mit ihr geredet.« Es war Thomas ungemein peinlich, seine Privatangelegenheit in dieser Runde vorzubringen, doch er wusste, sein Vater betrachtete sie als seine natürlichste Umgebung. Es gab keine Möglichkeit, mit ihm unter vier Augen zu sprechen. Entweder wimmelte Frau Bartels, die Sekretärin, ihn bereits im Empfangsraum mit mitfühlenden und verständnisvollen Worten ab, oder sein Vater tat es, mit anderen Worten, am Telefon selbst. Thomas wohnte noch im Haus seines Vaters und seiner Mutter, doch man fand sich weder zum Frühstück noch zum Abendessen zu einer täglichen Bestandsaufnahme wichtiger Ereignisse zusammen. Sein Vater und seine Mutter ließen sich nur noch bei öffentlichen Anlässen zusammen sehen, ansonsten benutzten sie getrennte Schlafzimmer, getrennte Kühlschrankschrankfächer und überhaupt getrennte Lebensräume. Thomas hatte sich an diese Gepflogenheiten über die Jahre gewöhnt.

»Wenn du also gleich eine Minute Zeit hättest –«

»Sehe ich so aus, als hätte ich eine Minute Zeit, jetzt oder später? Unsere Termingeschäfte mit Harding werden heute den Bach runtergehen, ach ja, Frau Bartels, machen Sie für elf Uhr einen Telefonvermerk wegen Scheull.«

»Wie verfahren wir mit Lensing?«, fragte Herr Feldberg.

»Liquidieren. Ewald, Sie behalten den Ticker im Auge, ja?« In der Ecke war ein Fernsehschirm an der Wand angebracht, auf dem, in roten Laufbändern, aktuelle Kursbewegungen angezeigt wurden.

»Nein, so siehst du nicht aus. Aber es ist wichtig.«

»Wichtig?«, fragte sein Vater und richtete sich für einen Moment auf. »Es ist *wichtig*? Was glaubst du, was ich hier mache? Drehe ich Däumchen? Ewald, drehen Sie Däumchen?«

»Nein, Herr Alberts.«

»Bornemann, haben Sie den Eindruck, der Abwicklung bei Lensing gebracht es an Wichtigkeit?«

»Mit Verlaub, Herr Alberts, ich –«

»Bornemann?«

»Durchaus nicht, Herr Alberts.«

»Und was würden Sie sagen, wenn ich Sie jetzt alle mal für eine halbe Stunde hier stehen lasse, mir ein Tässchen Tee eingieße und in aller väterlichen Seelenruhe anhöre, wo meinen Herrn Sohn der Schuh drückt?«

Niemand antwortete; als sei die Erwähnung des Worts ein Schlüsselreiz gewesen, betrachtete man Schuhe.

»Mich drückt nicht der Schuh«, sagte Thomas, der angesichts dieses inszenierten Tribunals seinen aufsteigenden Zorn nicht länger zurückhalten mochte. »Du mischst dich in meine Angelegenheiten. Du hast Carolin angerufen, ohne mit mir zu reden. Du mischst dich in meine *Beziehung* ein. Ist das unwichtig? Würde irgendjemand von Ihnen, meine Herren, diese Einmischung in die eigene Privatsphäre als unwichtig bezeichnen?«

»Es ist wohl kaum der richtige Ort, Thomas, um das zu besprechen.«

»Da bin ich ganz deiner Meinung.«

»Ich habe dir die Gründe für meine Entscheidung bereits im Einzelnen dargelegt. Mehr ist dazu nicht zu sagen.«

»Für deine Entscheidung? Was bitte hast du daran zu entscheiden?«

»Ich bin dein Vater. Und du hältst den Betrieb auf. Also Schluss damit. Feldberg, ich –«

»Sie ist meine Freundin. Wir wollen zusammenziehen.«

»Das ist nicht gesagt«, sagte sein Vater, ohne aufzusehen.

1 2 3 **4** 5 6 7 8 9 10

Im Intercitynotte, den er am Abend in Mailand bestieg, buchte er eine überteuerte Zweierkabine für sich und Sol Moscot und versuchte zu schlafen. Er träumte verworren: von seinen Eltern, seiner Kindheit, der Stadt, in der er aufgewachsen war. Es war nur die Blaupause eines Traums, die einzelnen Elemente standen wie Telefonkritzeleien nebeneinander. Sein Vater war ein bestimmender Mann: Als er das dachte, musste Thomas sich daran hindern, ein »gewesen« anzuhängen. Er trauerte noch nicht, und es erschreckte ihn, nicht zu wissen, ob er dazu fähig sein würde, wenn es so weit war. Auch seine Mutter würde es wohl nicht tun. Sie würde so allein sein, wie sie schon immer gewesen war. Sie würde wie ein Astronaut, dessen Verbindungsleine zum Shuttle gekappt worden war, durch den Rest ihrer Jahre schweben.

In München, früh im Morgengrauen, hatte er eine knappe Stunde Aufenthalt vor der Weiterfahrt nach Berlin. Er spürte seinem Zeitgefühl hinterher; wann war er zum letzten Mal hier gewesen? Der Gedanke verblasste, ohne irgendwohin zu führen. Es spielte keine Rolle. Die Städte, in denen er lebte – manchmal eine, seltener zwei in der Woche –, gingen ineinander über, verbunden durch die Leitplanken, die sich neben dem Seitenfenster seines Transporters zu entrollen schienen. In einem Straßencafé im Marais trank er seinen Kaffee nicht anders als im Kopenhagener Hafenviertel. Die Musikalität

der Sprachen unterschied sich, das Wetter, die Spezialitäten. Aber wenn man die Dinge in ihrem Wesen sah, wie es ihr häufiger Wechsel erforderte, dann nahm man kaum mehr die Unterschiede, sondern nur mehr das Gemeinsame wahr.

Und doch reizte Thomas an den Städten wiederum nicht das Gleiche, sondern das Andersartige, regional Besondere, Einzigartige. Während er sich in seiner mitgebrachten, transportablen Welt bewegte, diente die Fremde ihm als Kulisse. Er ließ sich nicht ein, er spielte nicht mit, er lebte an den Menschen vorbei. In der Masse störten und ängstigten sie ihn; dennoch hielt er sich ausschließlich in großen Städten auf, nicht auf Bornholm, nicht in der Weite der Masuren oder der schottischen Highlands. Er hasste die Stille, wenn es keine Alternative zu ihr gab.

Im Zug nach Berlin schließlich schloss er sich, so lange es ging, in der Toilette ein, bis eine Zugbegleiterin kam und die Tür von außen zu öffnen versuchte. Er entschuldigte sich stammelnd mit einem Magenproblem, zeigte seine Fahrkarte und wechselte in den Speisewagen, der fast leer war. Kurz vor Berlin klingelte sein Telefon.

Es war Frau Sudek.

Üblicherweise erteilte er an Sonntagen keinen Rat. Da er jedoch wusste, dass sie dies wusste, musste es sich um einen Notfall handeln.

»Bernhard ist weg«, sagte sie statt einer Begrüßung.

Der Ratgeber zog sich in den hintersten Winkel des Wagens zurück.

»Was meinen Sie mit ›weg‹?«

»Das eben: er ist verschwunden. Ich weiß überhaupt nicht, was ich machen soll.«

»Jetzt beruhigen Sie sich erst mal.«

»Ich habe in der Bank angerufen, da haben sie ihn seit

vorgestern nicht gesehen. Er hat seine Schlüssel und sein Telefon hier liegen lassen. Auf dem Küchentresen. Sie sagen, es hat einen Crash gegeben. Sie sagen, da ist ein riesiges Chaos.«

Thomas drückte plötzlich eine bestürzende Ahnung die Atemluft ab. »Was wissen Sie noch?«, fragte er mit gepresster Stimme.

»Sie sagen, sie könnten mir nichts sagen.«

»Und ... das heißt?«

»Das heißt wohl, dass jemand bei Alberts Mist gebaut hat«, sagte sie und redete noch manches andere, bevor Thomas sie tonlos unterbrach: »Die Bank, für die Ihr Mann arbeitet, heißt Alberts?«

»Ja. Warum?«

Wenn es so etwas wie einen virtuellen Beratungsraum gab, in dem sie beide sich aufhielten, so hatte der Ratgeber ihn jetzt kommentarlos verlassen. Bernhard, dachte er. Alberts. Seine Gedanken blieben hinter dem Gespräch zurück wie ein abgekoppelter Waggon hinter dem weiterfahrenden Triebwagen. Er wurde langsamer und langsamer; die Landschaft wehte ihm kraftloser entgegen wie abflauender Wind; und bald stand er ganz still auf freier Strecke, ein paar leere Gleise vor sich, die sich zum Horizont hin verloren.

I 2 3 4 5 6 7 8 9 10

Sol Moscot blickte sich mit abgeklärtem Interesse in dem Haus um, in dem er noch nie zuvor gewesen war. Nichts hatte sich verändert, seit Thomas vor vielen Jahren zum letzten Mal hier gewesen war. Er saß an dem großen ovalen Esstisch im Speisezimmer, das von der Küche durch eine immer



offen stehende Flügeltür getrennt war. Durch die Gardinen floss helles Sonnenlicht.

Er hatte am Hauptbahnhof, um keine Sekunde mehr in einem Bahnabteil verbringen zu müssen, ein Fahrrad gemietet. Sein Gepäck war in Siena eingelagert, nur die Laptoptasche mit seinen Arbeitsgeräten und kleiner Wechselwäsche hatte er mitgenommen. Als er nach fast einstündiger Fahrt hinaus nach Dahlem bei der doppelstöckigen Stadtvilla seiner Eltern angekommen war – Sol Moscot hechelte, die Zunge hing ihm seitlich aus dem Maul –, war sein Polohemd völlig durchgeschwitzt. Staub und Blütenpollen hatten sich auf dem Pullover gesammelt, seine Haare standen wirr und feucht von seinem Kopf ab; seiner gesamten Erscheinung haftete nun etwas geradezu Getriebenes an.

Es war kurz nach Mittag. Das Esszimmer sah unverändert aus: die schweren geblühten Vorhänge, die beiseitegezogen waren, um das Sonnenlicht hereinzulassen, der große Esstisch aus Mahagoni, auf dem Stapel von Ordnern und Papieren ungeduldig an die Seite geräumt worden waren, seine Mutter, ihm gewohnt kerzengerade gegenüber sitzend, die Hände flach auf den Tisch gelegt. Die Begrüßung war, wenigstens für ihre Verhältnisse, herzlich ausgefallen. Knapp, wortarm, aber herzlich.

»Wie geht es dir?«, fragte er unbestimmt und mit dem Gefühl, sich wie auf Seife zu bewegen.

»Es ist nicht zu ändern«, sagte seine Mutter.

»Und wie geht es ihm?«

Sie zuckte die Schultern. »Ich muss bald wieder hin«, sagte sie.

Sie hatten schon immer auf diese Weise geredet. Es war, als ob man aus Trotz nicht in den Zug einstieg, auf den man lange gewartet hatte, bloß weil er sich verspätet hatte.



Sascha Reh

**Gibraltar**  
Roman

Taschenbuch, Broschur, 464 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-442-74731-3

btb

Erscheinungstermin: Juli 2014

Beim Versuch, mit griechischen Staatsanleihen ein lukratives, aber hochgefährliches Spekulationsgeschäft zu machen, setzt der Investmentbanker Bernhard Milbrandt das Kernkapital des traditionsreichen Bankhauses Alberts aufs Spiel. Anstatt die Forderungen zu begleichen, flieht er in eine südspanische Apartmentanlage, die sich als gespenstische Investitionsruine erweist. Während er fieberhaft immer weiter mit virtuellen Beträgen jongliert, mehren sich die Anzeichen dafür, dass er in der scheinbar menschenleeren Siedlung nicht allein ist ...

Unterdessen entbrennt eine Verfolgungsjagd nach Bernhard und dem Geld, die von Berlin und Frankfurt bis nach Gibraltar führt. Es stellt sich heraus, dass das Unternehmen der Familie Alberts tief in persönliche und geschichtliche Schuld verstrickt ist.

Sascha Rehs zweiter Roman stellt mit erzählerischer Leidenschaft und Präzision Fragen nach Schuld und Verantwortung für unser vergangenes und künftiges Leben.



[Der Titel im Katalog](#)